

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



MODE MACHEN

von Christiane Holm

IM SOMMER 1788, ein Jahr vor Beginn der Französischen Revolution, wagt das *Journal des Luxus und der Moden* „eine Unmöglichkeit“ und beschreibt einen nach der allerneuesten Mode gekleideten „Pariser Elegant“. Dieser Männertypus provoziert nicht deshalb, weil Mode als weibliche Angelegenheit gelten würde, sondern deshalb, weil er

täglich und stündlich eine andere Gestalt hat, [...] ein Taschenspieler, der alles aus sich machen kann, was nur Oberfläche hat; eine bunte Seifenblase, die lieblich im Sonnenstrale glänzt und wenn man sie fassen will, nichts in der Hand zurück läßt.

Der farbenfrohe Kupferstich bildet nicht nur Kleidung und Accessoires ab, sondern zeigt auch, dass Mode erst durch bestimmte Gesten in Szene gesetzt wird: Wie heute Smartphone und bedruckter Beutel zur Hand wären, sind es hier ein überdimensioniertes Monokel und ein rosa gefütterter Dreispitz. Die journalistische Arbeit besteht darin, das Vorübergehende, Unverbindliche und Oberflächliche zu notieren. Diese Herausforderung

wird zum Argument für das ehrgeizige Anliegen, eine Mode-Wissenschaft zu begründen, die sich dem Übergang von der vormodernen Ständegesellschaft zur modernen Konsumgesellschaft widmet.

Das *Journal* zeigt und bespricht nicht nur Kleidung, sondern ebenso Wohnungseinrichtungen, Pferdefuhrwerke und Nippes. Dabei verbleibt es nicht bei sicht- und fassbaren Gegenständen, sondern erzählt auch von „geistigen Moden“ wie der Botanik (↗Zimmertgärten), der Physiognomik (↗Mode-Physiognomik) oder der Romanliteratur (↗Romancière, ↗Lesewut). Damit ist es seiner Zeit voraus, denn bis zum Beginn der Moderne gilt Mode weitgehend als Nebensache, über die es sich kaum nachzudenken lohnt.

Die Herausgeber, der Journalist und Unternehmer Friedrich Justin Bertuch und der Künstler Georg Melchior Kraus, klären in der ersten Ausgabe des *Journals des Luxus und der Moden* von 1786 die titelgebenden Begriffe. Sah die Aufklärung den Luxus tendenziell als einen Widerpart des Nützlichen und Vernünftigen, wird er gegen Ende des

18. Jahrhunderts zu einem relationalen Begriff umgebaut, der sich an den individuell gegebenen Möglichkeiten orientiert: Das basalen Bedürfnissen folgende „Wolleben“ sowie das darüber hinausgehende „Hochleben“ werden prinzipiell von der maßlosen „Ueppigkeit“ unterschieden. Während der Luxus als individuell messbare und kollektiv wirtschaftsförderliche Kulturleistung erscheint, entzieht sich die Mode dem Bereich des Mess- und Machbaren auf eigenwillige Weise. Sie wird als Naturphänomen (Ebbe und Flut) oder übernatürliche Wirkmacht (Göttin Fortuna) und zunehmend als unkalkulierbarer Faktor in allen Lebensbereichen (Zufall) geschildert. Obwohl es sich um menschengemachte Artefakte und Ideen handelt, ist nicht vorhersehbar, was wo und wann Mode wird und was nicht. Wie Mode entsteht, bleibt oft im Dunkeln, klar ist lediglich, dass ihr Ende naht, sobald über sie gelacht wird.

Das zeitdiagnostische Anliegen des *Journals* besteht darin, die neuesten Trends im Moment ihrer Entstehung zu erfassen, um seine Leser*innen schnellstmöglich zu informieren und ihnen darüber hinaus die Mechanismen der Mode zu

vermitteln, damit sie ihre Kaufentscheidungen möglichst reflektiert treffen. Zudem archiviert es Moden für die Nachwelt, indem die zwölf Monatshefte zur Buchform gebunden und mit einem Register versehen werden. Somit greifen die informierende, die analytische und die historiographische Bildungsarbeit des *Journals* ineinander.

Dieses klar formulierte Programm lässt moralisierende oder belehrende Texte erwarten, jedoch ist das Gegenteil der Fall. Das *Journal* bietet seinen Leser*innen äußerst kurzweilige Artikel und präsentiert sich dabei selbst als „Mode-Lektüre“ (↗Lesewut). Dabei treten die oft anonym bleibenden Autor*innen als Kompliz*innen der Leserschaft auf, mit denen sie die Einsicht teilen, dass Mode ein ebenso freudvolles wie gefahrenreiches, vor allem aber ein unhintergebares Phänomen der Gegenwart ist. Ins Auge fallen zuerst die kolorierten Kupferstiche, die noch ein Novum auf dem deutschsprachigen Zeitschriftenmarkt sind. Weniger offenkundig, und deshalb umso wirkmächtiger, sind die Texte. Der Großteil ist nicht bebildert und verfährt weniger beschreibend, als vielmehr erzählend. Aus diesem Feld wurden sieben Trends

ausgewählt: Zimmergärten, Schoßtiere, Schnürbrust, Joujou, Romanière, Lesewut und Mode-Physiognomik. Auffallend ist das breite Spektrum der Tonlagen und Genres, von dem enthusiastischen Brief und der dramatischen Szene über die kuriose Anekdote und die scharfsinnige Parodie bis zu dem exakten Experiment und der nüchternen Chronistik. Das erzählerische Potential von Trends gründet in drei Besonderheiten der Mode: Erstens sind Modeartikel nicht an sich modisch, sondern sie werden dazu gemacht. Deshalb erzählt das *Journal* von den Umgangsweisen mit Neuheiten, wobei eine parodistische Überzeichnung nicht nur den Unterhaltungswert steigert, sondern zugleich anzeigt, dass eine bereits lächerlich werdende Mode nicht mehr lange andauern wird. Zweitens ist es erzählerisch attraktiver, von misslingender als von gelingender Teilhabe an aktuellen Moden zu erzählen. Auffällig ist die enorme Dichte an Fashion Victims, die sich auch in den ausgewählten Trends finden: Duftvergiftung im ↗Zimmergarten, Fehlbedienung der ↗Schnürbrust, Entführung von ↗Schoßtieren und vieles mehr. Und drittens kann Mode deshalb besser erzählt als beschrieben werden, weil es sich

im Gegensatz zum Luxus nicht um eine messbare Größe, sondern um ein unvorhersehbares Geschehen handelt. Umso faszinierender ist der Zauber des Anfangs und so fragen viele Artikel nach der Gründungsszene. Das eröffnet einen Raum für Vermutungen und alternative Erzählvarianten (↗Joujou) oder die Verlegung in die Mythologie (↗Schoßtier). Die im Folgenden präsentierten sieben Trends zeigen, dass Mode nicht nur erzählt sein will, sondern auch neuartige Erzählformen hervorbringt.

* * *

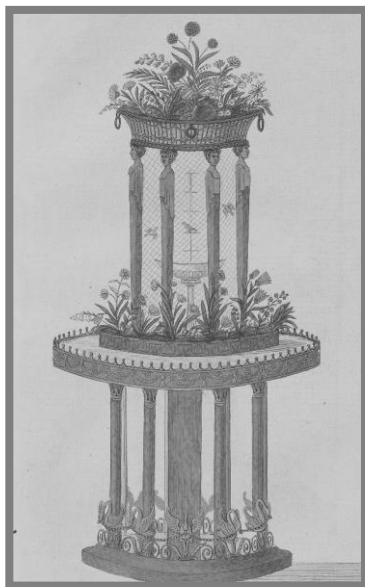
Verwendete Literatur: Friedrich Justin Bertuch und Georg Melchior Kraus: Einleitung. In: Journal der Moden, Jahrgang 1 (1786), Januar, S. 3–16; Anon.: Der Pariser Elegant, von neuester Form und Schnitt. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 3 (1788), August, S. 331–335; Elena Esposito: Die Verbindlichkeit des Vorübergehenden. Paradoxien der Mode. Aus dem Italienischen von Alessandra Corti. Frankfurt (Main) 2004; Angela Borchert: Ein Seismograph des Zeitgeistes. In: Das Journal des Luxus und der Moden: Kultur um 1800. Hg. v. ders. und Ralf Dressel. Heidelberg 2004, S. 73–104; Julia Bertschik: Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770–1945). Weimar u.a. 2005.

Abbildung: „Ein Pariser Elegant von neuester Form und Schnitte“, aus: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 3 (1788), August, Tafel 23

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 – 15.01.2024)

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



ZIMMERGÄRTEN

von Johanna Luise Giest und Anna Kolena

PFLANZEN bereichern heutzutage unsere Wohnungen auf vielfältige Weise, seien es Palmen, Sukkulenten oder der gute alte Blumenstrauß. Wohltuende Anblicke, die uns das ganze Jahr begleiten. Doch was ist, wenn uns diese schönen Mitbewohner in den eigenen vier Wänden bedrohen?

Im Jahr 1764 erwachte zu London eine junge Frau, die mit ihrem Mädchen in einem mit Blumen angesüßten Zimmer schlief, mit einer schrecklichen Angst, und hatte kaum so viel Kraft, um ihre Bettgesellschafterin zu wecken, die sich noch nicht so sehr ermattet befand. Diese stand auf, eröffnete die Fenster, aber beide konnten sich nicht eher wieder erholen, bis sie die Blumen aus dem Zimmer geworfen hatten.

Herr Dr. Forster erwähnt eines Mannes, der aufs Land reisete, unterwegs den Wagen halten, und sich von seinem Bedienten eine Menge vom starken Geißblatt aus den Hecken pflücken ließ. Es ward bei seiner Ankunft, auf seinen Befehl, ins Schlafzimmer in Wasser

gesetzt. In der Nacht erwachte der Mann, und war fast im Ersticken, konnte kaum sprechen, und hatte Mund und Nase voll vom Geschmack und Geruch des Geißblattes. Er würgte sich, und rief: *Caprifolium!* Seine Frau öffnete Thür und Fenster, und warf den Unglückstopf mit den Blumen auf die Straße. Die frische Luft gab dem Manne Linderung; allein er fühlte eine Mattigkeit und eine Art von Lähmung der Zunge die 2 Tage lang und darüber anhielt, ehe er völlig genesen war.

Doch was haben diese einzigartigen Fälle mit einem Modetrend zu tun?

Der Artikel *Ueber den Luxus der Zimmer-Gärten* erschien 1792 anonym im *Journal des Luxus und der Moden* und beschäftigt sich vorwiegend mit dem damals neuen Trend der Zimmerpflanzen. Dabei warnt der Beiträger – wie man heute weiß, der Jenaer Arzt Christoph Wilhelm Hufeland – vor übermäßigem Pflanzenduft und somit vor dem „Luxus der Zimmer-Gärten“. Denn unserer heutigen Erwartung widersprechend war nicht allein die Optik ausschlaggebend, für welche Blume man

sich entschied, sondern der Geruch. Vorgestellt werden mehrere Fallbeispiele und medizinische Beobachtungen von Auswirkungen des Duftstoffes, wobei die Betroffenen unter schwerwiegenden Folgen leiden. Diese Leiden konnten nur behoben werden, indem die Pflanzen wortwörtlich aus den Zimmern geworfen wurden. Einerseits wird das Thema auf informierende Weise dargestellt, so dass der Text als Ratgeber fungieren kann. Andererseits erweist sich das *Journal* auch hier als Unterhaltungslektüre, da sich die Fallbeispiele wie kleine Dramen lesen. Dabei wirken die Pflanzen durch ihren mörderischen Duft wie handlungsmächtige Mitbewohner.

Hufeland knüpft an eine philosophische Debatte der Aufklärung an: Leitend wurde die Naturforschung, die das religiöse Weltbild mit dem im Zentrum stehenden Menschen ablöst. In diesem Zuge wurde auch das Verhältnis zwischen dem Menschen und seinen Mitwesen, nicht nur den Tieren, sondern auch den Pflanzen, überdacht. Der Gedanke, dass nur der Mensch eine Seele besitzt und sich dadurch von anderen Lebewesen unterscheidet, trat zurück zugunsten der Idee,

dass auch seine Mitwesen eine Seele besitzen könnten. Sind die Menschen demnach Pflanzen ähnlich? Die Naturforschung vollzog Experimente zu Schlaf, Bewegung und Empfindung von Pflanzen, wobei deutlich wurde, dass die Pflanzen im Zustand des Schlafes den Menschen am ähnlichsten sind: Wenn die Lichtintensität während der Dämmerung abnimmt, lassen die Pflanzen ihre Köpfe hängen. Somit hat das Licht einen Einfluss auf den Zustand der Pflanzen. Dies wird auch innerhalb des Artikels deutlich:

Am Tage schaden die Blumen weniger, wenn sie dem hellsten Lichte der Sonne ausgesetzt sind. Stehen sie an einem von dem Fenster entfernten, und etwas dunklen Orte, so werden sie schon die Luft etwas mehr verderben.

Das erhöhte Interesse an den wissenschaftlichen Forschungen basierte darauf, dass der Zugang zur Pflanzenwelt für jeden Interessierten offenstand. Dies führte zu einem neuen Lebensstil, der sogenannten „Botanophilie“. Sie regte dazu an, den Genuss der Pflanzen nicht mehr nur in der Natur zu suchen, sondern diese auch ins Haus zu holen.

Das Wohnen sollte pflanzlicher gestaltet werden. Jedoch bedeutete dies gerade nicht, dass alle Menschen Zugang zum Trend der Zimmergärten hatten.

Im Fall der Zimmergärten handelt es sich um das in der *Einleitung* zum *Journal* definierte „Hochleben“, d.h. um eine sozial anerkannte, privilegierte Form des Luxus. Denn der Besitz der Pflanzen innerhalb der Räumlichkeiten war mit hohen Kosten verbunden. Durch das Wissen um die Lichtabhängigkeit von Pflanzen wurden große Fenster wie etwa in Orangerien notwendig. Ebenfalls musste eine optimale Temperatur sichergestellt werden, was Heizkosten mit sich brachte. Wer sich das Zusammenwohnen mit Pflanzen leisten konnte, investierte zudem in das neu aufkommende Mobiliar, das die dekorative Präsentation von Pflanzen im Sinn hatte, wie z.B. der „Pariser Blumentisch mit Volière“.

Das komplexe Wechselspiel zwischen einer breitenwirksamen Pflanzenforschung und der Mode der Zimmergärten zeigt, dass Luxus nicht

nur über die Konsumartikel an sich, die durchaus günstig verfügbaren Pflanzen, sondern über den Aufwand und die Kosten für deren Pflege zu definieren ist.

* * *

Verwendete Literatur: Friedrich Justin Bertuch und Georg Melchior Kraus: Einleitung. In: Journal der Moden, Jahrgang 1 (1786), Januar, S. 3–16; [Christoph Wilhelm Hufeland]: Ueber den Luxus der Zimmer-Gärten. In: Journal der Moden, Jahrgang 7 (1792), Dezember, S. 597–605; Joseph Vogl: Luxus. In: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Hg. v. Karlheinz Barck u.a. Stuttgart 2001, S. 694–708; Jana Kittelmann: Apoll und Minerva. Botanisch-ästhetische Konstellationen in der Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Botanik und Ästhetik. Hg. v. ders. Göttingen 2018, S. 57–79; Sophie Ruppel: Botanophilie. Mensch und Pflanze in der aufklärerisch-bürgerlichen Gesellschaft um 1800. Köln 2019.

Abbildung: „Pariser Blumentisch mit Volière“, aus: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 24 (1809), März, Tafel 8

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 – 15.01.2024)

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



SCHOßTIERE

von Christina Kasperzyk

HAUSTIERE sind ein fester Bestandteil unseres alltäglichen Lebens. Auch wenn man selbst nicht die Gesellschaft eines tierischen Begleiters pflegt, lässt sich der Kontakt zu den Lieblingen anderer Tierfans wohl kaum vermeiden. Auch in der Modekultur sind Haus- oder Schoßtiere als lebende Accessoires bekannt. Beispiele sind die ikonischen Chihuahuas in den Handtaschen der 2000er IT-Girls oder Karl Lagerfelds Katze Choupette. Kaum verwunderlich also, dass sich auch das *Journal des Luxus und der Moden* schon im Juli 1789 dem Thema der Schoßtiere widmete. Hier steht das modische Potential unserer liebsten tierischen Begleiter auf dem Prüfstand – ob Katze, Hund oder ... Zikade?!

Wir wollen die Geschichte ihrer Moden einzeln durchgehen, und hoffen unsern Lesern dadurch einen angenehmen Beytrag zur Geschichte der Sitten, Liebhabereyen und Bizarrerien unserer Vorfahren und Zeitgenossen zu liefern.

Der berühmteste Trendsetter im *Journal*-Artikel ist wohl Friedrich der Große, welcher in seiner Jugend Affen besessen haben soll:

Jeder seiner Affen hatte seinen eigenen Namen, der auf bekannte Personen anspielte. [...] Sein Affenhof glich, wie er oft im Scherz sagte, manchem Fürstenhofe; besonders verglich er ihn mit dem Hofe Friedrich des Ersten.

Doch werden nicht nur exotische Schoßtiere in Europa beschrieben, sondern auch Haustiere in außereuropäischen Kulturen entdeckt. Die bereits erwähnten Zikaden zum Beispiel seien der letzte Schrei im fernen China. Die vornehmen Damen tragen die Tierchen dabei in den Haaren, um ihrem harmonischem Zirpen zu lauschen:

Die Königinnen, die Damen des Pallastes, alles wollte Cicaden haben. Man errichtete sogar eine eigene Hof-Charge [...] dessen Amt es war, den Hof beständig mit einer gewissen Anzahl Cicaden [...] zu versehen.

Aber auch Reptilien können zu Schoßtieren werden: In Indien beispielsweise seien Schlangen en vogue, Echsen hingegen würden besonders in Lima an goldenen Ketten geführt oder kleinere Exemplare überall mit hingetragen. Die Vielzahl

der Anekdoten soll der Programmatik des *Journals* folgend belegen, dass Mode kein zeitgenössisches und europäisches Phänomen ist:

So wahr ist es, daß die Launen der Mode, die man den Europäerinnen so oft, und so ungerrecht vorwirft, in jedem Lande einheimisch, und jedes Jahrhunderts Zeitgenossen sind.

In diesem Sinne zeigen sich die modebewussten Leser*innen des *Journals* mit dem Erwerb eines exotischen Tieres als weltbewandert und gebildet. Diese kulturelle Aneignung erfolgt dabei so einfach wie das Kaufen eines neuen Möbelstückes. Im Artikel findet sich eine Preisliste für verschiedene Vogelarten, damit die Leser*innen die Kosten für das neue Accessoire direkt einsehen können. Und auch hier gilt: Moden kommen und gehen. Friedrich der Große ersetzte seinen geliebten Hofstaat aus Affen nach einer Weile und hielt sich dann doch lieber Hunde. Auch die Zikaden waren schnell wieder aus der Mode. Durch solche Fallbeispiele warnt der Artikel davor, was passiert, wenn man die Anschaffung lebender Wesen komplett der Mode unterwirft. Wie so oft wird hier für

den besonnenen Konsum geworben: Ein Tier muss zu seinen Besitzer*innen und zu deren Lebensstil passen. Denn dessen Leben dauert zumeist länger als die jeweilige doch so launische saisonale Mode.

Der Kontrast zwischen dem Haustier als geliebttem Familienmitglied und als kurzweiligem Konsumartikel wiegt schwer. Diese Warenförmigkeit der Tiere erhält in auffällig vielen Anekdoten eine zynische Zuspitzung, wenn sie mit versklavten Menschen in Beziehung gesetzt werden. So werden die Echsen im Artikel explizit als „Lieblings-Sklaven“ bezeichnet.

Etwas historischer Kontext: Das Journal veröffentlichte den Artikel im Juli 1789, zeitgleich zum Beginn der Französischen Revolution und inmitten hochkochender europäischer Debatten zum Thema der Sklaverei und Menschenrechte. Besonders im Britischen Empire stand die Abolitionsbewegung, eine Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei, im Mittelpunkt einer lang anhaltenden politischen Kontroverse. Offiziell wurde schließlich zumindest in Großbritannien

1807 der transatlantische Sklavenhandel verboten. Die Schoßtiere scheinen hier also als Stellvertreter für den Handel mit Menschen zu fungieren.

Bezeichnenderweise spielt die Versklavung von Menschen auch im drastischen Ursprungsmythos der Haustierhaltung eine zentrale Rolle: Ende des 11. Jahrhunderts lebten polnische Edeldamen aufgrund eines Krieges ohne ihre Ehemänner in ihren Burgen. Als sie erfuhren, dass sich die Männer auf ihren Feldzügen mit anderen Frauen vergnügten, „gebrauchten sie das Vergeltungsrecht“ und gründeten neue Familien mit ihren männlichen Sklaven:

Die beleidigten Ehemänner bekamen plötzlich das Heimweh und es vergieng kein Tag, wo nicht ganze Schaaren den Weg nach ihrer Heimath nahmen. Hier fanden sie ihre Burgen verschlossen, und von den neuen Ehemännern vertheidigt, an deren Seite ihre treulosen Frauen stritten.

In den folgenden Kämpfen wurden alle neuen Ehemänner getötet und deren Kinder den Frauen

genommen und durch Hundewelpen ersetzt, um sie zu demütigen.

Doch die dem schönen Geschlechte eigene Gegenwart des Geistes fand bald Mittel, dieser Strafe des bösen Königs eine angenehmere Aussenseite zu geben; sie verwandelten sie in eine Mode, und das ist sie noch bis auf unsre Zeiten [...] geblieben [...].

Hier ersetzen die Schoßtiere versklavte Menschen. Dabei wird die Erzählung der Gewalttaten gegen Ende wieder mit dem unterhaltsamen Ton der Modeneuigkeit verbunden, was ihre irritierende Drastik noch steigert. *Die Moden der Schoosthiere* eröffnet somit eine gewaltsame Ebene, die wenig zu den erwarteten Streicheleinheiten passt. Einerseits soll die kulturelle Aneignung von Tieren die Offenheit gegenüber anderen Kulturen zeigen, andererseits fungieren sie als Metapher für Sklaverei in der – zeitgleich kontrovers debattierten – historischen Realität des transatlantischen Menschenhandels.

Verwendete Literatur: Friedrich Justin Bertuch und Georg Melchior Kraus: Die Moden der Schoosthiere. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 4 (1789), Juli, S. 278–302; Handbuch Postkolonialismus und Literatur. Hg. v. Dirk Göttsche, Axel Dunker, Gabriele Dürbeck. Stuttgart 2017.

Abbildung: „Moden des Jahrs 1701 und 1801“, aus: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 16 (1801), Januar, Frontispiz

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 – 15.01.2024)

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



SCHNÜRBRUST

von Melis Feroglu

ANFANG 1791, keine zwei Jahre nach Beginn der Französischen Revolution, veröffentlicht das *Journal des Luxus und der Moden* einen Text unter dem Titel *Die Schnürbrust vor einem weiblichen Tribunale*. Damit geriet ein Kleidungsstück, das Frauen *unter* ihrer sichtbaren Kleidung trugen, aus dem privaten Bereich in die öffentliche Debatte. Formal wirkt der Artikel, der – wie der Titel bereits vermuten lässt – die Form eines Gerichtsprozesses annimmt, ebenso eng geschnürt wie das titelgebende Kleidungsstück. Da die Schnürbrust in Frankreich und England schon weitgehend verschwunden war, wird nun auch in Deutschland, etwa im Rahmen von Preisfragen, öffentlich darüber debattiert, ob das besagte Kleidungsstück aus dem „Reiche der Mode“ verbannt werden sollte.

Richten wir unser Augenmerk kurz auf die Redeordnung des Artikels: Die Rolle der (männlichen) Ankläger nehmen im fingierten Prozess die Professoren Salzmann und Sömmering ein, auf deren wissenschaftliche Schriften zu Beginn des Artikels verwiesen wird. Insbesondere aufgrund der verheerenden gesundheitsschädlichen Folgen

plädieren sie für die Abschaffung der Schnürbrust. Auf Wunsch einer Korrespondentin – wie die Leser*innen zu Beginn des Artikels erfahren – übernimmt die Verteidigung der Schnürbrust eine Frau. Schon zu Beginn jedoch wird die eigentlich mündliche Ausrichtung der Verteidigungsrede dadurch gebrochen, dass sie wie ein wissenschaftlicher Text mit Kommentaren in einem Fußnotenapparat versehen ist. Das abschließende „Respon-dum über die Schnürbrüste“ wird ebenfalls von einer weiblichen Stimme vorgebracht. Im Gegen-satz zur Verteidigerin, die sich für die Erhaltung der Schnürbrust einsetzt, beschreibt dieser Ab-schnitt unter anderem schmerzhaft persönliche Erfahrungen mit der Schnürbrust und vergleicht Frauen, die Schnürbrüste tragen, mit „lächerli-chen hölzernen Puppen“.

Steigen wir nun tiefer in die Debatte ein und wer-fen einen Blick in die „Verteidigung der Schnür-brüste gegen die denselben drohende Revolution“. Die nicht namentlich genannte Verteidigerin stellt zu Beginn die Frage, ob männliche Ärzte über-haupt befugt sind, über die potentielle Schädlich-keit von Schnürbrüsten zu urteilen, wenn doch nur

Frauen sie tragen. In ihren Augen ist es die Erfahrung allein, die jemand autorisiert, über die Schnürbrust zu schreiben. Mit anderen Worten: Nur wer sie am eigenen Leibe getragen hat, darf sich in dieser Debatte äußern. Dass die Verteidigerin zudem Mutter ist, ist kein Zufall und soll zeigen, dass die Schnürbrust für die Gesundheit so schädlich nicht sein kann. Wenn es auf den ersten Blick auch emanzipatorisch scheinen mag, dass eine Frau in diesem Artikel spricht, so ist das Frauenbild dennoch fragwürdig: Die Frau sei im Gegensatz zum Mann, der einen aktiven Lebensstil führt, „zur sitzenden Lebensart verdammt“. Um wiederum ohne große Anstrengung über einen längeren Zeitraum hinweg in gerader Haltung sitzen zu können, sei die Schnürbrust sehr hilfreich. Auch wenn sie die (Bewegungs-)Freiheit der Frauen also einschränkt, gibt sie ihnen den nötigen Halt, um den Alltag zu meistern. Doch stellt sich die Frage, für wen sich die Frauen überhaupt in die Schnürbrust quälen: Es sei, so die Verteidigerin, in erster Linie für die Männer, die Gefallen an schlanken Taillen der Damen haben. Umso überraschender erscheint es ihr, dass nun eben jene Männer das Tragen der Schnürbrust verbieten wollen.

Dem Programm des *Journals* entsprechend, spielt auch beim Versuch, die Schnürbrust zu retten, das „richtige Maas“ eine wichtige Rolle. Um potentielle körperliche Schäden zu vermeiden, sei nicht nur wichtig, ab welchem Alter man seine Töchter die Schnürbrust tragen lasse, sondern auch, wie eng man diese schnüre. Ein einziger Missbrauch, so fügt die Verteidigerin hinzu, reiche nicht aus, um den „unschädlichen und richtigen Gebrauch“ der Schnürbrust aufzugeben. Kurz: Man solle einfach beim Festschnüren nicht übertreiben.

Es wird jedoch nicht nur empfohlen, die Schnürung der Schnürbrust zu lockern, auch die feste Form des Debattentextes wird durch eine spielerisch-spektakuläre Anekdote aus der Kindheit der Verteidigerin aufgelockert:

Meine beyden Brüder besuchten in ihrer Jugend eine Schule bey welcher bisweilen zur Uebung Komodien aufgeföhret wurden. Wegen ihres schlanken Wuchses mussten sie hierbei gewöhnlich Frauenzimmer Rollen übernehmen, und wir Schwestern besorgten dann ihren Anzug, wobei es öfters nicht wenig zu lachen gab.

Anfänglich zogen wir ihnen nur ein leichtes Korset zur Bildung der Taille an, um sie durch die ungewohnte Steifigkeit des Anzuges nicht so sehr zu geniren, aber sie konnten dies wegen des Drucks auf den Magen nie lange aushalten. Wir versuchten es daher mit der Schnürbrust, und diese konnten sie obgleich ziemlich knapp geschnürt, den ganzen Tag anbehalten, ohne sich über einige Unbequemlichkeit zu beklagen.

Während im Rahmen des Artikels und des fingierten Gerichtsprozesses zwei Frauen Raum gegeben wird zu sprechen, haben auf der Bühne und im Modus des Spiels nun Jungs die Möglichkeit, die für Frauen bestimmte Schnürbrust zu testen. Nur in der Kunstform des (Schau-)Spiels und der Fiktion ist es also möglich, das sonst so fest geschnürte Genderkorsett zu sprengen. Die hier zitierte Anekdote handelt vom Phänomen des Crossdressing, bei dem – zumindest auf der Opern- und Theaterbühne – Männer sich als Frauen und Frauen sich als Männer verkleiden. Die beiden Jungs haben sich schnell an das Tragen der Schnürbrust gewöhnt und man konnte diese,

etwa im Gegensatz zum Korsett, das sie zuvor tragen sollten, sogar viel enger schnüren. Die Anekdote wird außerdem, was an dieser Stelle kaum überraschen mag, als „Beweis“, dafür verwendet, dass die Schnürbrust so schädlich nicht sein kann:

Mich dünkt, dies sey Beweis genug gegen den Verfasser jener Schrift der die Schnürbrust für eine unleidliche Maschine hält, und sich zum Beweise „auf die Stimme der Natur beruft, wenn nemlich eine Person, welche nie eine Schnürbrust trug, nur einen Tag in diesem Weiberskerker zubringen sollte“.

* * *

Verwendete Literatur: C. S **: Die Schnürbrust vor einem weiblichen Tribunale. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 6 (1791), Februar S. 47-62; Julia Bertschik: Paradigmenwechsel: Geschlechterdifferenzierung durch Modephysiognomik. In: Dies: Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770-1945). Weimar u.a. 2005, S. 34-38.

Abbildung: „Moderne und zweckmäßige Kindertracht“: Die Mädchenkleidung mit einem „leichte[n] Corsett von schwarzen Taft“, darin „nur einige ganz dünne Stäbe Fischbein“, aus: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 2 (1787), Februar, Tafel 4

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 - 15.01.2024)

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



JOUJOU

von Robert Kerber

ZU BEGINN des Jahres 1792 fand sich ein jeder Einwohner Berlins, vielleicht sogar ein jeder Bewohner des deutschsprachigen Raumes, heimgesucht von einer Krankheit mit enormer Ansteckungsgefahr. Die Symptome dieses bizarren Befalls beschreibt ein anonymes Korrespondent rückblickend in der April-Ausgabe des *Journals des Luxus und der Moden* wie folgt:

[W]ir trugen Kleider von alter Farbe und Schnitt, Cravaten, wie vor länger als einem Jahre, Gillets – ja wahrhaftig, von vorjähriger Ostermesse! und der Hut den man niemals vernachlässigen muß, wurde ohne gehörige Sorgfalt, ohne Geschmack und Modensinn, [...] auf den Kopf geworfen.

Erwartet man nun eine schreckliche mentale Kon-
dition, wäre man, ähnlich wie die damaligen Zeit-
genossen, verwundert herauszufinden, dass der
Ursprung für diese Nachlässigkeit das Spiel mit
dem „Joujou de Normandie“ gewesen ist. Dabei ist
die Faszination für das Kinderspielzeug, das heute
besser als Jo-Jo bekannt ist, selbst auf das *Journal*
zurückzuführen, das es seit September 1791

mehrfach zum Thema machte. Im April 1792 wird es schließlich mit den ironischen Zeilen verabschiedet: „Dank sei dem Himmel! Es ist nun endlich aus der Mode!“.

Noch im Januar desselben Jahres hatte der Herausgeber des *Journals*, Friedrich Justin Bertuch, in einem Artikel *Ueber das Joujou de Normandie, und die Moden der Joujous überhaupt* informiert und den, für deutsche Gebiete noch neuen, Modegegenstand ausführlich vorgestellt. Bertuch definiert hier zunächst das Spielen (französisch: jouer) als anthropologisches Grundbedürfnis und unterscheidet zwischen den verschiedenen Spielarten, wobei er betont, dass die Kinderspiele, bei denen er das Joujou verortet, keineswegs nur für Kinder geeignet seien. Er fährt mit einer physikalischen Beschreibung der Funktionsweise des Spielzeugs fort und erläutert abschließend die Herkunftsgeschichte des Joujous: Es sei eine Erfindung aus Bengalen in Ostindien, von wo aus es nach Wales geschifft wurde, sich zuerst in Frankreich und dann in den Niederlanden verbreitete. Dort bekam es fälschlicherweise den Namen Joujou de Normandie, weil man davon ausging, es sei

französischen Ursprungs, ein Fehler, der auch bei der Verbreitung im Rest Europas nicht korrigiert wurde.

Heute weiß man, dass es bereits im Jahr 450 v. Chr. in griechischen, chinesischen und philippinischen Kulturen Darstellungen von Spielzeugen, die dem Joujou ähneln, gegeben hat, weshalb der Ursprung in Ostindien zweifelhaft erscheint. Neben der von Bertuch skizzierten Herkunftsgeschichte der Mode kursierten jedoch auch andere Erzählungen. So sei das Joujou ein Überbleibsel einer norwegischen Invasion der Normandie von vor fast einem Jahrtausend oder auch das Ergebnis einer akademischen Preisaufgabe. Es wurde sogar behauptet, das Joujou sei eine Erfindung für den französischen König Ludwig XVI. gewesen, damit er sich in Gefangenschaft nicht langweile.

Eine Bezugnahme auf die aktuelle politische Situation findet sich auch bei Bertuch, wenn er über den alternativen Namen „Emigré“ schreibt:

In der Benennung Emigré liegt in der That viel treffende Wahrheit und Spott über die emigrir-

ten Aristokraten, die beyher als Joujou behandelt werden.

Es wird damit das Ein- und Auswandern französischer Adeliger mit dem Auf und Ab des Joujous verglichen, sozusagen ein Jo-Jo-Effekt im Fluchtverhalten der Adelligen zur Zeit der Französischen Revolution. Der ironische Unterton beim Versuch, die ernsthafte Lage der Revolution mit der Belanglosigkeit eines Spielzeugs in Einklang zu bringen, überträgt sich auch auf die Gesamtheit des Artikels. Bertuch folgt der Programmatik des *Journals*, indem er Physik mit Politik und Wissenschaft mit Unterhaltung verbindet, wobei die Belanglosigkeit des Joujous die Seriosität des Artikels infrage stellt. Genau diese Selbstironie bestimmt das Joujou-Spiel: Hochrangige Akademiker, Kaufleute und Adelige verbringen ihre wertvolle Freizeit mit einem Kinderspielzeug. Und nun nimmt ein Modemagazin eben dieses Verhalten zum Anlass, das neue Feld der Modewissenschaft zu ergründen. Somit spiegelt der Artikel den Mechanismus des Joujous. Dabei behält Bertuch den selbstironischen Ton bei, um die Programmatik des gesamten *Journals* zu reflektieren:

Große Göttin der Welt, Dank sey dir für dieß holde Geschenk! Reiche uns doch fortan jährlich ja monatlich mit seegnender Hand aus deinem unerschöpflichen Füllhorne ein neues Joujou; oder – und dieß wirst du nie wollen – mache, daß wir keine mehr bedürfen!

Hier stellt Bertuch zunächst durch seinen pathetischen Appell an ein überirdisches Wesen die Irrationalität der Mode dar, die nicht durch Menschen gesteuert werden kann. Diese Anspielung auf die Göttin Fortuna unterstreicht den gesellschaftlichen Wandel vom Glauben an ein religiöses Schicksal hin zur Auffassung von einer allumfassenden Zufälligkeit. Fraglich ist dann allerdings der Vorsatz des *Journals*, sich theoretisch mit den Moden zu beschäftigen, denn wie ist es möglich, rationale Aussagen über gänzlich irrationale Erscheinungen zu treffen?

Es ist definitiv kein Zufall, dass diese Reflexion im Zusammenhang mit dem Joujou de Normandie auftritt. Mit seiner ‚Nutzlosigkeit‘ als Spielzeug und seinem zyklischen Bewegungsablauf steht es sinnbildlich für die Mode, die keinen Nutzen

bringt und ständig wechselt. Entsprechend gebraucht Bertuch das Spielzeug synonym mit dem Modebegriff, wenn er die Göttin der Mode um „ein neues Joujou“ bittet.

Das Joujou als Sinnbild für die Mode zeigt auch, wie wichtig die Zugänglichkeit für einen breitenwirksamen Trend ist. So wurden luxuriöse Joujous durchaus als Mittel zur sozialen Distinktion gebraucht, jedoch war weniger der bloße Besitz als vielmehr der Habitus des Joujou-Spielens entscheidend für den Ausbruch der Berliner Jo-Jo-Manie.

* * *

Verwendete Literatur: Friedrich Justin Bertuch: Ueber das Joujou de Normandie, und die Moden der Joujous überhaupt. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 7 (1792), Januar, S. 6–13; Anon.: Moden-Neuigkeiten. 1) Aus Teutschland. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 7 (1792), April, S. 209–213; Anon: Ueber das Joujou de Normandie. Leipzig 1792; Elena Esposito: Die Verbindlichkeit des Vorübergehenden. Paradoxien der Mode. Aus dem Italienischen von Alessandra Corti. Frankfurt (Main) 2004.

Abbildung: „Eine junge Pariser Dame in einer Parüre-Kleidung [...] mit einem Fächer à la Montmedy, und einem Joujou de Normandie“, aus: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 6 (1791), Oktober, Tafel 30

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 – 15.01.2024)

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



ROMANCIÈRE

von Anna-Lena Barner und Saskia Fischer

IM NOVEMBER 1807 bringt das *Journal des Luxus und der Moden* frohe Kunde aus Frankreich:

Seit der Revolution ist in Frankreich der Geist der Romane ein Kunkellehen [eine von Frauen gepachtete Angelegenheit] geworden, denn, wenn es gleich ehemals hin und wieder eine beliebte Schriftstellerin gab, [...] so hat doch nie eine solche Rivalität stattgefunden, als jetzt.

Endlich sind sie da, die weiblichen Schriftsteller! Lang ersehnt und nun sogar en vogue. Doch wieso erst jetzt?

Der Bericht stammt aus der Feder der Romancière (Romanautorin) Helmina von Chézy, die als Paris-Korrespondentin für verschiedene deutschsprachige Zeitschriften arbeitete. Wie mit einem Opernglas bewaffnet beobachtete und notierte sie die Entwicklungen der französischen Literaturwelt. Dafür wählte sie meist die Briefform und lenkte damit den Blick auf die literarische Gattung, in der

sich seit jeher auch Frauen etablierten. So waren die ersten veröffentlichten Werke vieler Frauen um 1800 oft Briefromane.

Helmina von Chézy steht bereits in einer Linie des „Kunkellehens“, denn ihr wurde das Leben als Romancière gewissermaßen in die Wiege gelegt. Ihre Großmutter Anna Louisa Karsch, auch ‚deutsche Sappho‘ genannt, war neben Sophie von LaRoche eine der ersten finanziell unabhängigen Schriftstellerinnen in Deutschland. Kein Wunder, dass ihre Tochter und Chézys Mutter, Caroline von Klencke, ebenfalls eine bekannte Dichterin war. Ihrer Großmutter zu Ehren veröffentlichte Chézy auch unter „Enkelin der Karschin“, was nicht zuletzt gutes Marketing war. Wie man aus den Verlagskorrespondenzen mit den Weimarer Herausgebern des *Journals* weiß, stimmte sie erst nach mehrfachen Gehaltsverhandlungen zu, Artikel zu liefern. Chézy verkaufte sich nicht unter Wert. Girlboss. Oder wie ihre Zeitgenoss*innen sagen: femme d'affaires (Geschäftsfrau). Paris, Heidelberg und Wien sind nur wenige der Städte, in denen sie lebte und wirkte. Überall pflegte sie

ihr Netzwerk mit Autorinnen – darunter Félicité de Genlis, Dorothea Schlegel und Therese Huber – und schrieb neben Zeitschriftenartikeln, Reiseberichten und Libretti zahlreiche Erzählungen.

Jedoch war Chézy damit eine Ausnahme. Die meisten Frauen hatten kaum die Möglichkeit, mit ihrem Schreiben in die Öffentlichkeit zu treten, auch wenn sie gebildet und finanziell unabhängig waren. Wollten die Ehefrauen und Töchter schreiben, wurde dies entweder nicht geduldet oder nur heimlich gestattet. So mussten sie oft tagsüber Sorgearbeit leisten und konnten lediglich nachts schreiben. Gelang ihnen das Schreiben trotzdem, veröffentlichten sie unter (meist männlichem) Pseudonym, um ‚den guten Namen der Familie nicht zu beschmutzen‘. Chézy entschied sich bewusst dagegen und sah über etliche herabsetzende Rezensionen hinweg – und der Erfolg gab ihr recht. Allein, dass ihr Name in der Überschrift des Modeberichts zu lesen ist, zeigt, dass sie die Konventionen überschreitet: Selbst Beiträge von Männern erschienen im *Journal* meist anonym. Und dass hier eine bereits bekannte

Autorin spricht, was durch die direkte Anrede der Briefform verstärkt wird, lenkt die Wahrnehmung der im Artikel vorgestellten französischen Autorinnen wie Félicité de Genlis und Sophie Ristaud Cottin entscheidend.

Die literarische Lücke nach der französischen Revolution füllten Frauen mit ihren empfindsamen Perspektiven, die in der traumatisierten Bevölkerung eine Leser*innenschaft fand: „wo soll die Satyre herkommen, wenn alle Erbärmlichkeiten, die im Schwange sind, so allgemein an die Tagesordnung gekommen, daß sie gar nicht mehr auffallen?“ Die nun herrschende Gefühlsbetontheit in der Literatur ist ein „Kolorit, an welchem sich das Gemüth des Lesers nach herzangreifenden Szenen gern erholt“. Die subtile Auflehnung der Frauen gegen die strengen gesellschaftlichen Normen bot mehr Zugänge und Nährböden zu publizieren. Chézy agierte oft außerhalb der Norm. Während sie selbst Zeitschriften herausgab und Plattformen für andere Autorinnen erschuf, stellte sie sich der Kritik und musste dabei oft betonen, dass sie bei ihrer Arbeit ihre Rolle als

Mutter nicht vernachlässigte. Aus den Frauen zugeschriebenen Eigenschaften – gefühlsbetont, passiv, zuschauend, bedingungslos liebend – schaffen die Schriftstellerinnen eine Legitimation für ihre besondere literarische Strömung. Es ist der Beginn des empfindsamen, von ihnen geprägte Subgenre innerhalb der Romantik:

„weil sie eigentlich sonst nichts zu thun haben, weil sie die peinliche Aufgabe des menschlichen Lebens, die ihnen zufiel, mit nichts anderem zu versüßen und zu erfreuen wissen, als mit irgend einem geliebten Gegenstande“.

Das Auftreten von Chézy als Schriftstellerin sowie ihre Biographie kann als fabelhafte Inspirationsquelle für schreibhungrige Frauen gelesen werden, die aus „den Gesetzen der Zucht und Stränge“ ausbrechen wollten. Und das passiert: Schreibende Frauen sind kein Trend, der nach einer kurzen Laufzeit wieder in der Mottenkiste verstaubt wird. Chézy beschreibt in ihrem Artikel den Anfang einer neuen literarischen Ära. Eine Ära, in der

nicht-männliche Autor*innen in derselben Liga spielen und sich ihren dortigen Platz erkämpfen und männliche Kollegen sogar übertreffen können.

* * *

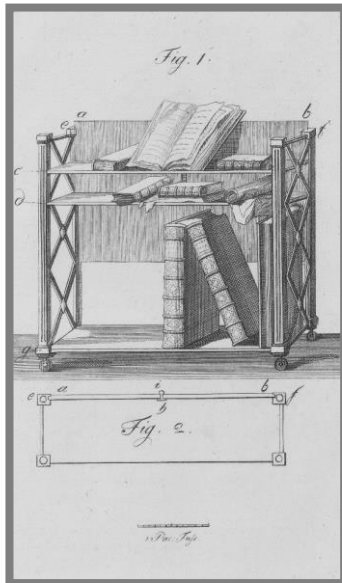
Verwendete Literatur: Uebersicht der französischen neuen Romanschreiberinnen und Dichterinnen von Helmina Chézy geb. v. Klenk[e]. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 22 (1807), November, S. 683–688; „Kommen Sie, wir wollen mal Hausmutterles spielen“: Der Briefwechsel zwischen den Schriftstellerinnen Therese Huber und Helmina von Chézy. Hg. v. Jessica Kewitz. Marburg 2004; Irina Hundt: „Wäre ich besonnen, wäre ich nicht Helmina.“ Helmina von Chézy (1783–1856) – Porträt einer Dichterin und Publizistin. In: Autorinnen des Vormärz. Hg. v. Helga Brandes. Bielefeld 1997, S. 43–79; Nicole Seifert: Frauenliteratur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt. Köln 2021.

Abbildung: „Eine junge Dame [...] in einer Musselinrobe nach dem neuesten Schnitt“, aus: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 16 (1801), August, Tafel 23

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 – 15.01.2024)

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



LESEWUT

von Eva Flohrs

WÄHREND die meisten Eltern heute vermutlich dankbar sind, wenn ihr Kind freiwillig liest oder von Zeit zu Zeit eine Bibliothek aufsucht, hätte vor 200 Jahren der regelmäßige Aufenthalt in der städtischen Leihbibliothek eher Sorgen bereitet. Wer ständig las, immer neue Romane verschlang, war weniger gebildet als vielmehr gefährdet. Die Diagnose: Lesewut. Frauen und junge Menschen galten als besonders anfällig für diese Krankheit und ihre Auswirkungen auf Körper und Geist. Die Mode hatte ihr Einflussgebiet erweitert, sodass nicht nur das Äußerliche, sondern auch der Bereich des Geistes einer willkürlichen, ständigen Veränderung unterworfen war. Denn mit der modischen Lektüre kommen und gehen auch die ihr entsprechenden „geistigen Moden“ und Verhaltensweisen. Und so wurde die „Lesewuth“ ein zentrales Debattenthema Ende des 18. Jahrhunderts, an dem sich auch das *Journal des Luxus und der Moden* beteiligte

In seinem Beitrag *Ueber Mode-Epoken in der Teutschen Lektüre* vom November 1792 versucht der Autor Karl August Ragotzky nachzuvollziehen, wie das Lesen zu solch einer Gefahr für Leib

und Seele wurde, indem er die wichtigsten Lektüre-Trends der letzten 18 Jahre darstellt und ihren Auswirkungen nachgeht.

Am Anfang stand das Genie, so der Befund Ragotzkys. Goethes *Leiden des jungen Werthers* habe nicht nur seinerzeit das Wertherfieber mit seinen tragischen Nachahmungstaten zu verantworten, sondern auch eine Bewegung in der Lesewelt ausgelöst, die 18 Jahre später noch im Gange ist. Der Erfolg dieses Romans zog eine Flut an empfindsamen Werken mit sich, deren schwermütige Stimmung nicht nur gelesen, sondern auch gelebt wurde. Man „übte“ sich „im empfindsamen Mitgefühl“ und ließ sich von Werthers Leiden inspirieren. Vieles gibt es für den Autor an dieser Epoche zu beklagen: Zum einen sei die Empfindsamkeit oberflächlich, denn auch wenn an Mitleid mit Romanheld*innen nicht gespart werde, so fehle es angesichts der Leiden der realen Welt oft völlig. Zum anderen sei die Melancholie der Gesundheit abträglich. Besonders der krankhafte Aspekt wird in Debatten über das Viellesen betont, wie es sich schon in Bezeichnungen wie „Lese-wuth“ oder „Lesefieber“ zeigt, was keinesfalls nur

metaphorisch gemeint ist. Auch in diesem Artikel warnt der Autor vor körperlichen Beschwerden als Folge der Empfindsamkeit, wie zum Beispiel kranken Nerven.

Diese „weinerliche Epoche“ wurde abgelöst vom revolutionären Geist. Nun galt es, „stark“ zu sein im Anblick von Elend und die Welt tatkräftig zu verbessern. Dass dies nur eine kurze Epoche darstellt, liegt laut Ragotzky nicht zuletzt daran, dass die vernünftigen Gedanken dieser Epoche schlicht unvereinbar mit der Mode sind, sodass man bald das Interesse verlieren musste.

Den nächsten Lektüre-Trend bildet der Ritterroman. Während der „starke Geist“ noch eine Antwort auf den empfindsamen Geist war, ist der Weg zum ritterlichen Genre unklar. Die einzelnen Epochen in der Chronologie werden nun zusammenhanglos, ihre Ursachen nicht erklärbar. Wiederholt äußert Ragotzky sein Bedauern über die Flüchtigkeit „geistiger Moden“. Die ritterlichen Ideale seien zwar weniger schädlich als die Empfindsamkeit, doch auch sie würden, wie ein Accessoire, eher angelegt als verinnerlicht werden.

Mehrmals erfolgt diese Gleichsetzung „geistiger Moden“ mit Kleidermoden etwa im Hinblick auf ihre Funktionsweisen: Die jeweiligen Inhalte sind austauschbar, sicher ist nur, dass sie für eine kurze Zeit großes Aufsehen erregen und, wenn ihre Zeit vorbei ist, lächerlich wirken. Sie sind oberflächlich und kurzweilig, und deshalb ist auch von „geistigen Moden“, welchen Inhalt sie auch transportieren, keine wesentliche Veränderung des Charakters zu erwarten. So traf auch die Ritterromane bald das Los jeder Mode und sie mussten ihre Faszination verlieren.

An ihre Stelle trat der Schauerroman mit seiner Fantasie, seinen Abenteuern, seinem Gruseln. In dieser Epoche zeigen sich die „gefährlichen“ Symptome der Lesewut am deutlichsten. Die vom Lesen befeuerte Phantasie würde ein „Schwanken zwischen Vernunft und Wunderglauben“ bewirken. Zusätzlich ermöglichten es Fortsetzungsromane, endlos in der Fiktion zu verweilen. Die durchgängig genutzte Nahrungs-Metaphorik betont das starke Bedürfnis und den übermäßigen Konsum von Lektüre. Bücher werden „verschlungen“ und nicht gelesen, was die Lesewut in den

Kontext der Völlerei setzt. Wieder bekennt Ragotzky, nicht zu wissen, was die Lesewelt bewegte, um sich hierher zu „verirren“. Deutlich wird nur: Weder Leser*innen noch Autor*innen sind selbstbestimmte Subjekte in der Welt der „Mode-Lektüre“. Sie werden hin und her geworfen von einer einzigen, bestimmenden Kraft: der „Göttin Mode“. Unbeeinflussbar regiert sie alles, auch den Geist. Ihr zu folgen stellt der Text als alternativlos dar und den ihr ausgelieferten Lesenden bleibt nichts übrig, als zu hoffen, sie möge sich in keine allzu schädliche Richtung bewegen.

Mit dieser Epoche endet Ragotzkys Artikel, doch ein Nachtrag des Herausgebers ergänzt die allerneueste Mode: Tageszeitungen wären nun die angesagte Lektüre, eine Textsorte also, die das Neue zum obersten Prinzip erklärt. Die Tendenz der Mode, immer schneller und überraschender zu wechseln, ist damit auf die Spitze getrieben. Schon die letzten beiden Roman-Moden stehen nicht mehr in klarer Verbindung zum jeweils vorherigen Trend, doch mit der „Mode-Lektüre“ der Tageszeitung wechselt sowohl das Genre als auch das Verständnis von Autorschaft. Der einst

von einem Genie angestoßene Vorgang hat eine unkalkulierbare Eigendynamik entwickelt.

Ragotzkys Artikel bietet mehr als nur eine Literaturgeschichte. Er präsentiert eine Debatte, die heute noch aktuell ist. Denn auch wenn sich Eltern vielleicht keine Sorgen um die Nerven ihres Kindes machen, wenn es wieder mit einem Stapel neuer Bücher aus der Bibliothek kommt, werden sie es doch lieber mit Weltliteratur als mit Mangas sehen. Die Unterteilung in gutes und schlechtes Lesen, in Bildung und Zeitverschwendung bleibt bis heute präsent.

* * *

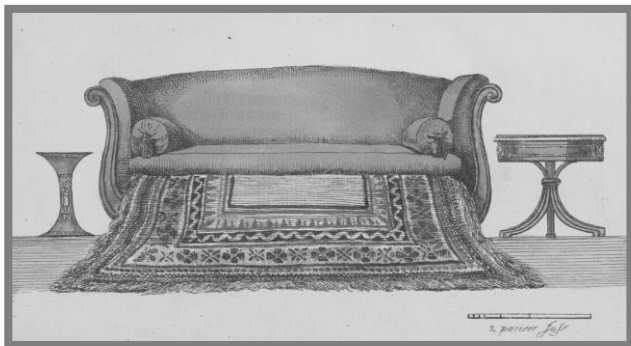
Verwendete Literatur: Karl August Ragotzky: Ueber Mode-Epoken in der Teutschen Lektüre. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 7 (1792), November, S. 549–558; Matt Erlin: Necessary Luxuries. Books, Literature and the Culture of Consumption in Germany, 1770–1815. New York 2014; Louisa Banki: Leseluxus: Weibliche Lektüre und bürgerliche Zeitökonomie um 1800. In: Auszeiten. Temporale Ökonomien des Luxus in Literatur und Kunst der Moderne. Hg. v. Christine Weder, Ruth Signer, Peter Wittman. Berlin, Boston 2021, S. 57–71.

Abbildung: „Eine bewegliche Bibliothek für ein Studierzimmer“, aus: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 13 (1798), Februar, Tafel 6

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 – 15.01.2024)

Sieben Trends aus dem
Journal des Luxus und der Moden



MODE- PHYSIOGNOMIK

von Lukas Jentsch

„ZEIGE MIR, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist.“ Hinter dieser Spruchweisheit verbirgt sich, ebenso wie bei dem Sprichwort „Kleider machen Leute“, eine vermeintlich simple Erkenntnis: Wie ein Mensch sich kleidet, wie er wohnt – kurzum: sein Konsum –, lässt Rückschlüsse auf den sozialen Status, die Lebensumstände, ja vielleicht gar auf den Charakter zu.

Die heutige Mode- und Konsumforschung hat die Zusammenhänge von Konsum und sozialer Distinktion bzw. Repräsentation wissenschaftlich untersucht, gleichwohl ist diese Erkenntnis keine neue. Schon Goethe schrieb in einem Zusatz zu Lavaters *Physiognomischen Fragmenten* (1775–1778):

Man wird sich öfters nicht enthalten können, die Worte Physiognomie, Physiognomik in einem ganz weiten Sinne zu brauchen. Diese Wissenschaft schließt vom Aeußeren aufs Innere. Aber was ist das Aeußere am Menschen? Warlich nicht seine nackte Gestalt, unbedachte Geberden [...]! Stand, Gewohnheit, Besitzthümer, Kleider, alles modificirt, alles

verhüllt ihn. [...] Was den Menschen umgiebt, wirkt nicht allein auf ihn, er wirkt auch wieder zurück auf selbiges [...]. So lassen Kleider und Hausrath eines Mannes sicher auf dessen Charakter schließen.

Was aber ist überhaupt die von Goethe erwähnte „Physiognomik“ bzw. „Physiognomie“? In einer zeitgenössischen Enzyklopädie wird Physiognomie grundlegend definiert als:

[...] die Gesichtsbildung eines Menschen, besonders sofern sie dazu dient, den Charakter desselben daraus zu erkennen. Physiognom derjenige, der nach der Gesichtsbildung eines Menschen seinen Charakter beurtheilen zu können glaubt.

In Abgrenzung dazu sei Physiognomik die konkrete Wissenschaft,

[...] die Kunst, aus den angeborenen Zügen des Gesichts, so wie aus der Form des Kopfes überhaupt, den Charakter eines Menschen zu erkennen, in weiterer Bedeutung die Kunst, aus

dem ganzen äußeren Menschen [...] auf sein Inneres zu schließen [...].

Warum aber war die Physiognomik für Bertuchs *Journal des Luxus und der Moden* von Relevanz und wurde dort um die Jahrhundertwende mehrfach thematisiert? Im *Journal* wurde nicht nur über Konsumartikel geschrieben, sondern auch über Modelektüren und Modewissenschaften. Und genau das war die Physiognomik zu dieser Zeit! Entsprechende Ansätze gehen schon bis in das Mittelalter und die Antike zurück, im 18. und 19. Jahrhundert erfuhr die Physiognomik im Fahrwasser der Anatomie und der sich entwickelnden Psychologie, zwei Modewissenschaften dieser Zeit, aber einen regelrechten Hype. Im deutschsprachigen Raum sind als bedeutende Vertreter der Theologie Johann Caspar Lavater und der Arzt Franz Joseph Gall zu nennen. Erwähnt werden muss allerdings auch, dass die Physiognomik oft mit Rassismus einherging und in der nationalsozialistischen Ideologie wieder aufgegriffen wurde.

Im *Journal*, mit seinem didaktischen, kulturwissenschaftlichen Anspruch, erschienen immer

wieder Artikel, die sich mit den neuesten wissenschaftlichen Trends auseinandersetzen – so auch mit der Physiognomik. Insbesondere Galls Theorien werden öfter thematisiert, auch vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Kritik an ihm, neu erschienene Bücher werden rezensiert und können von den Leser*innen erworben werden. Es werden gar ein Porträt des berühmten Dr. Gall (Sept. 1805, April 1806) sowie ein „Gallische[r] Organenschädel in Gips“ beworben (Nov. 1805).

Ein anonymes Beitrag über die Physiognomik von 1807 sticht allerdings in Form und Inhalt hervor: *Doctor Hanno*. In dialogischer, mitunter komödiantischer Form, die obligatorische Liebesgeschichte natürlich inbegriffen, entwirft der*die anonyme Verfasser*in die Geschichte des fiktiven Arztes Hanno, der für eine neue Art der Physiognomik steht, „die gefährlicher als Lavater und Gall, den Character, die Denkungsart, ja selbst die geheimsten Falten des Herzens aus dem Aeußeren des Menschen entziffert.“

Satirisch überzeichnet wird Hannos Anspruch dargestellt, das Wesen aller Menschen anhand ihrer

Konsumgegenstände bestimmen zu können, er spricht von einer „Physiognomie der Stiefeln, der Westen, Beinkleider, Halstücher, Backenbärte“ usw. Über einen Freund urteilt er nach Erblicken seiner Wohnungseinrichtung:

Ja! Du bist noch der Alte, wie ich Dich vor sechs Jahren verlassen habe! [...] Aber [...] Mensch, du bist verliebt, wirst gekränkt, getäuscht und siehst es nicht [...]! Dein Sopha hier, die Lage der Kissen, – der offene Schreibtisch und jene zwei Blumenäsche [Blumentöpfe aus Ton; d. Vf.] haben dich schon verrathen!

Der Text nimmt deutlich Bezug auf die Theorien Lavaters und vor allem Galls, durch die satirisch überspitzten Passagen wird die Physiognomik persifliert, aber sie wird nicht komplett ad absurdum geführt: Was Menschen konsumieren, welche Mode sie tragen, gibt Aufschluss über ihren Charakter. Entscheidend dabei ist die Privilegierung des Kulturzeichens (Konsumartikel) vor dem Naturzeichen (Anatomie). In diesem Sinne wird klargestellt,

daß [...] die Tracht, die Physiognomie jedes einzelnen Theiles des menschlichen Anzugs vollkommen jene inneren Stimmungen, und noch weit richtiger, als die trüglichen und nur auf Anlagen hindeutenden Erhabenheiten des Schädels, verriethen [...].

Diese Replik kann als klare Abgrenzung zur ‚klassischen‘ Physiognomik verstanden werden: Dem anatomischen Konzept, basierend auf vermeintlich anthropologischen Gesetzmäßigkeiten, werden hier Konsumentenprofil und Habitus als Analysekatégorien gegenübergestellt. Möglich wird diese neue ‚Mode der Beobachtung von Mode‘ in der entstehenden Konsumgesellschaft. Mode taucht hier weniger als zyklische, unberechenbare Göttin auf, sondern wird viel analytischer v.a. im Hinblick auf ihre soziale Repräsentationsfunktion betrachtet, gewissermaßen als Subjekt, das den Konsument*innen Eigenschaften und soziale Funktionen zuschreibt.

* * *

Verwendete Literatur: Anon.: Doctor Hanno. In: Journal des Luxus und der Moden, Jahrgang 22 (1807), Oktober, S. 605–619; Johann Caspar Lavater: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Leipzig, Winterthur 1775–1778; Johann Georg Krünitz [u.a.]: Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirtschaft. 242 Bde. Berlin 1773–1858, hier Bd. 112, 1809; Julia Bertschik: Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770–1945). Weimar [u.a.] 2005; Claudia Schmölbers: Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik. 3. Aufl. Berlin 2007.

Abbildung: „Sopha oder Türkisches Canapee“, aus: Journal der Moden, Jahrgang 1 (1786), April, Tafel 13

Dieser Essay ist entstanden im Seminar „Modezeitschriften um 1800“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seminarleitung: Dr. Christiane Holm (MLU). Redaktion und Satz: Veronika Spinner (HAAB).

Ein Beitrag zur Ausstellung „klassisch konsumieren. Bertuch und das Journal des Luxus und der Moden“ (Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar, 01.04.2023 – 15.01.2024)